

**Teufelspuppen, brennende Perücken, Magnetiseure, Hüpf- und Sprungmeister oder
E.T.A. Hoffmann in Berlin – zu seinem 250. Geburtstag 24. Januar 2026
ein Vortrag von Jörg Petzel im Kleist-Museum am 12. Mai 2026**

Ernst Theodor Wilhelm Amadeus Hoffmann – kurz E.T.A. Hoffmann,
geboren vor 240 Jahren im ostpreußischen Königsberg.

„Was konnte der Mann nicht Alles! – Bücher schreiben, die [in] ganz Deutschland von sich reden machten, auf dem Piano fantasieren, Opern komponieren, Karikaturen zeichnen, Witz sprudeln, wie er den Mund öffnete.“

Wie sah E.T.A. Hoffmann aus?

Sein Freund Julius Eduard Hitzig beantwortet diese Frage:

„Hoffmann war von sehr kleiner Statur, hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe, dunkles beinahe schwarzes Haar das ihm tief bis in die Stirn gewachsen war, graue Augen, die nichts besonderes auszeichneten, wenn er ruhig vor sich hinblickte; dieaber, wenn er, wie er oft zu thun pflegte, damit blinzelte, einen ungemein listigen Ausdruck annahm. Die Nase war fein und gebogen, der Mund fest geschlossen.“ (Hitzig II, S. 297)

Der dänische Berlin-Besucher NICOLAI CHRISTIAN LEVIN ABRAHAMS (1798-1870) lernte im Frühjahr 1819 auch Hoffmann kennen: „Hoffmann war ein kleiner magerer, lebhafter Mann, mit einem charakteristischen oder vielmehr karikaturhaften Gesicht, einem Paar stechender Augen, und einer gebogenen Nase, die über den etwas eingefallenen Mund herabhing, so daß seine Physiognomie etwas Raubvogelartiges erhielt.“

Mangels Fotografien muss man sich mit den wenigen Selbstporträts zufrieden geben. Das im Buntbuch abgebildete, schmückte die erste Dokumentarbiographie Hoffmanns von seinem Freund und Kollegen Julius Eduard Hitzig, die schon kurz nach Hoffmanns Tod 1823 in Berlin erschien; es wurde von Buchhorn nach dem nicht erhaltenen Original gestochen. Dieses originale Selbstporträt beschreibt Abrahams wie folgt:

„so malte er einmal sein eigenes Porträt in Lebensgröße und hängte es mit einem Strick um den Hals vor dem Fenster auf, das Gesicht hinein gewandt; als nun die Frau eintrat, war sie entsetzt, weil sie glaubte, er hätte sich am Fensterpfosten erhängt, während er in einer Ecke saß und kicherte.“ (Schnapp, Aufzeichnungen, S.480)

Machen wir aber nun einen Sprung zurück ins Jahr 1798. Am 29. Juli 1798 bewarb sich der zweiundzwanzigjährige ERNST THEODOR WILHELM HOFFMANN (1776-1822, der sich ab 1804 in Verehrung zu W.A. MOZART „Ernst Theodor Amadeus Hoffmann“ nannte), nachdem er in Glogau das zweite juristische Examen bestanden hatte, als Referendar an das Berliner Kammergericht. Bereits am 4. August bekam er den Bescheid seiner Versetzung, und so reiste er am 27. August mit einem Glogauer Verwandten in die preußische Haupt- und Residenzstadt, wo sein Onkel JOHANN LUDWIG DOERFFER (1743-1803) als Geheimer Obertribunalsrat seit Juni 1798 arbeitete. Hoffmann wohnte nach seiner Ankunft am 29. August zunächst „in der Churstraße im Hause der Madame Patté“ (SW I, S. 114), um später in die Leipziger Straße 66 umzuziehen.

So schreibt er seinem Freund THEODOR GOTTLIEB VON HIPPEL (1775-1843): „Damit Du mich in Berlin gleich auffindest,, so sage ich Dir, daß ich in der Leipziger Straße zwischen der MarkGrafen und Jerusalemmer Straße im Brandtschen Hause bei meinem Onkel wohne. Das Brandtsche ist dem allgemein bekannten großen Henchelainschen Hause gegenüber [...] ich wohne eine Treppe hoch in der *bel étage*.“ (SW I, S. 123 Hausbesitzer war der Geheime Rat Hainchelin)

Berlin zählte zu dieser Zeit, kurz vor der Jahrhundertwende, ca. 170.000 Einwohner. Seit 1797 regierte König FRIEDRICH WILHELM III. VON PREUSSEN (1770-1840), und dank seiner Gemahlin, der Königin LUISE (1776-1810), gewann das Königspaar einen hohen Beliebtheitsgrad innerhalb der Bevölkerung und erweckte dort große Hoffnungen für die Zukunft Preußens.

Der junge Königsberger E.T.W. Hoffmann, der in seiner Heimatstadt zwei (nicht erhaltene) Romane verfasst hatte, der malte, zeichnete und vor allem schon komponierte, war vom kulturellen Angebot Berlins wie berauscht. „Hier war mir nun alles neu – eine andere Welt umgab mich, - ich war nicht Herr meiner Zeit. [...] Ist es irgend möglich zu machen, so bleibe ich hier in Berlin“, schrieb er seinen Freund Hippel. (SW I, S. 115 ff.)

Dein Geschmack für schöne Künste wird hier in dem schönen Berlin reiche Nahrung finden. Eben jetzt sind die Kunst-Ausstellungen auf die Akademie der K<ünste> u<nd mechanischen>

W<issenschaften;> Du würdest mit mir den Kunstfleiß unserer inländischen Künstler bewundern. [...] Der König will ein brillantes Carneval haben – Es werden 12 italiänische Opern gegeben –“, schrieb er seinen Freund Hippel. (SW I, S. 115 ff.)

Am 15. November 1798 gab der „Sänger und Guitarren-Spieler, Herr *Fontano*“ sein erstes eigenes Konzert im Konzertsaal des Hotels zur Stadt Paris, damals der erste Gasthof Berlins in der Brüderstraße 39. (Schnapp, Der Musiker E.T.A. Hoffmann, S. 23; H. v. Müller, Aufsätze, S. 159)

Hinter diesem Künstlernamen verbarg sich Franz von Holbein, Edler von Holbeinsberg (1779-1855), der machte nach seinem Konzert „die Bekanntschaft eines jungen Referendars, der auf das Orchester kam und sich nach einigen schmeichelhaften Aeüßerungen, mir selbst vorstellte. Es war Theodor Hoffmann, dem ein so großer Ruf als Dichter bevorstand [...] und wollte nun meine nähere Bekanntschaft machen, weil, wie er mir lächelnd sagte, ich ihn interessiere. Ein Wort ergab das andere, wir sprachen über Musik und Kunst [...]. Hoffmann führte mich schon in den nächsten Tagen bei seinem Onkel, dem Tribunalsrat Dörfer, und bei noch mehreren seiner Bekannten ein und stand mir in Allem mit Rat und Tat zur Seite. Obgleich nur um 3 Jahre älter, besaß er weit mehr richtige Weltanschauung [...]. Bald waren wir unzertrennlich, wir musizierten, malten, machten physikalische Experimente und heckten Pläne für die Zukunft aus. Sogar mit Geistererscheinungen befaßten wir uns“. (Schnapp, Aufzeichnungen, S. 51-53).

Die freundschaftliche Beziehung zum Schauspieler und Gitarristen Holbein, den er 1810 in Bamberg wiedersehen sollte, inspirierte auch den Komponisten Hoffmann; am 14. September 1799 bot er dem Musikalienverleger Härtel in Leipzig einige deutsche „Lieder fürs Clavier und die Chitarra“ an, da es in Berlin eine große, modebedingte Nachfrage nach Musikalien für die spanische Gitarre gebe. Härtel lehnte jedoch ab, wohl auch, weil sich Hoffmann in diesem Brief als „Dilettant“, also Liebhaber, bezeichnete. (SW I, S. 123 f.)

Bereits im Herbst 1798 begann Hoffmann mit der Ausarbeitung seiner ersten Opernkomposition, dem Singspiel „Die Maske“ und beendete diese im März 1799. Vermutlich im November 1799 sandte Hoffmann das Textbuch samt dreibändiger Partitur in sorgfältiger Reinschrift der Königin Luise von Preußen und im Dezember erhielt er von Seiten des Königshofes die Aufforderung, sich wegen einer Aufführung an den Generaldirektor Iffland zu wenden dem er am 4. Januar 1800 seine erste Niederschrift des Singspiel-Textes schickte aber

Hoffmanns Manuskript wurde ad acta gelegt und ihm zurück geschickt.; trotz späterer Bemühungen kam es zu keiner Aufführung der „Maske“. Der Hoffmann-Forscher Friedrich Schnapp entdeckte 1921 die dreibändige Partitur und das Textbuch von Hoffmanns „Die Maske“ in der Hofbibliothek des Königlichen Schlosses und veröffentlichte des Text des Singspiels 1924. Die Einbanddeckel der gebundenen Bände hat Hoffmann selbst bemalt; sie gehören heute zum Bestand der Berliner Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz.

Im Februar 1800 bestand Hoffmann sein drittes juristisches Examen am Berliner Kammergericht und wurde am 27. März 1800 zum Assessor in Posen ernannt. Ende Mai 1800 reiste der Assessor Hoffmann mit seinem Freund Hippel aus Berlin ab, über Potsdam in Richtung Dresden; er sollte die preußische Hauptstadt erst sieben Jahre später wiedersehen.

Am 20. Juni 1807 vermeldete die Vossische Zeitung in Berlin: „Angekommene Fremde. Den 18ten Junius....Die Hrn. Hoffmann und Jacobi, Regier.-Räthe, v. Warschau, [abgestiegen im Goldenen] Adler, Leipzigerstr.“. (Schnapp, Aufzeichnungen, S. 119)

Nach der preußischen Niederlage gegen Napoleons Truppen in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt 1806 und dem Friedensschluss von Tilsit 1807 verlor Preußen seine polnischen Gebiete, auch das sogenannte „Süd-Preußen“ mit seiner Hauptstadt Warschau. Dort hatte E.T.A. Hoffmann seine bisher „glücklichsten Jahre“ als Regierungsrat, Ehemann und Künstler verlebt. 1802 hatte er die Polin MICHAELINA RORER (1778-1858) geheiratet; 1805 wurde die Tochter Cäcilia geboren, die aber schon Mitte August 1807 verstarb.

Als die siegreichen Franzosen Warschau 1806 besetzten, wurde die preußische Beamtschaft entlassen. Die französische Besatzung konzipierte für die noch anwesenden Preußen eine Unterwerfungsakte mit eingefügtem Huldigungseid auf Kaiser Napoleon. Diejenigen, die den Eid verweigerten, mussten Warschau innerhalb von acht Tagen verlassen, und zu diesen Verweigerern gehörte auch Hoffmann, der nun nach Berlin umzog. Zuvor hatte er seine Frau und Tochter zur Schwiegermutter nach Posen geschickt. In Berlin erwartete den stellungslosen Regierungsrat Hoffmann die schwerste Zeit seines Lebens; bevor er in Berlin eine Wohnung mietete, stieg er in

einem Gasthof ab, bevorzugt im „Goldenen Adler“ am Dönhoffplatz 36, wo ihm aber 1807 folgendes Missgeschick widerfuhr:

„Dazu kam, daß, bald nach seiner Ankunft, ihm in dem Gasthofs, wo er wohnte, während der Mittagssessenszeit, mittels Durchsägung der Hinterwand des Secretairs, in welchem er seine kleinen Habseligkeiten hatte, der Rest seiner Baarschaft, 6 Friedrichsd'or, entwandt wurde. Er gerieth nun in die drückendste Geldverlegenheit“, so beschrieb Hoffmanns Kollege, Freund und späterer Biograf JULIUS EDUARD HITZIG (1780-1849; urspr. Isaak Elias Itzig), den er in Warschau kennengelernt hatte, diesen Zeitabschnitt. [Hitzig II, S. 1 f.]

Hoffmann mietete zunächst ein Zimmer in der Charlottenstraße 42 im Hotel de Brandebourg und bezog danach eine Wohnung in der Friedrichstraße 179, Ecke Taubenstraße. (SW I, S. 172, 175)

An seinem Freund Hippel schrieb Hoffmann am 12. Dezember 1807:

„Du kannst Dir überhaupt nicht denken, mein einziger Freund, was ich hier in B<erlin> für ein stilles zurückgezogenes Künstlerleben führe. In meinem kleinen Stübchen, umgeben von alten Meistern Feo, Durante, Händel, Gluck, vergesse ich oft alles, was mich schwer drückt, und nur, wenn ich morgens wieder aufwache, kommen alle schweren Sorgen wieder!- [...] Bekäme ich das halbe Gehalt, so würde ich an irgend einen wohlfeilen Orte ganz der Kunst leben.“ (SW I, S. 182 f.)

Hoffmann blieb keineswegs in seinem Zimmer in der Friedrichstraße, sondern besuchte Konzerte und knüpfte Beziehungen zur kulturellen Elite Berlins.

Seine finanzielle Lage in Berlin besserte sich nicht und er war weiterhin auf Geldzuwendungen seines Freundes Hippel angewiesen. In einem Brief vom 7. Mai 1808 klagte er gegenüber Hippel. „ich arbeite mich müde und matt, setze fast die Gesundheit zu und erwerbe nichts!- Ich mag Dir meine Not nicht schildern; sie hat den höchsten Punkt erreicht.- Seit fünf Tagen habe ich nichts gegessen als Brod – so war es noch nie! – [...] Mein Einziger Wunsch wäre es mich jetzt schon von Berlin loszureißen und nach Bamberg zu gehen. [...] Mein Freund!- Verkenne mich Unglücklichen nicht!- [...] Es ist schrecklich den Hafen im Gesichte zu scheitern!- Heute aß ich im Tiergarten auf die gewöhnliche Weise – Mich sprach ein Bettler an – einer dem andern!- Mit Talenten mancherlei Art zu darben ist vernichtend!“ (SW I, S. 190 f.)

Nach der Zusage für seine Anstellung als Musikdirektor in Bamberg und dem Empfang von 100 Reichstalern aus Königsberg, verließ Hoffmann Berlin am 9. Juni 1808 in Richtung Glogau, um danach in Posen seine Frau abzuholen. In Bamberg sollte er seine „Lehr- und Marterjahre“ erleben. Nach ereignis- und entbehrungsreichen Jahren als Künstler strebte Hoffmann 1814 zurück in den Justizdienst und so nahm er das Angebot des Justizministeriums, ein Probe-Halbjahr ohne Gehalt am Berliner Kammergericht zu absolvieren an und reiste mit seiner Frau Mischa aus Leipzig nach Berlin, wo beide am 26. September 1814 eintrafen. Wie schon 1807 stieg man im Goldenen Adler am Dönhoff Platz ab. In seinem Fantasiestück „Die Abenteuer der Silvester-Nacht“ (1815) verewigte Hoffmann den Gastwirt Peter Mathieu:

„Herr Mathieu ist mein guter Freund und sein Portier ein wachsamer Mann, der machte mir gleich auf als ich im goldnen Adler an der Hausklingel zog.“ (SW II/1, S. 337 f.)

Am 4. Oktober 1814 bezog das Ehepaar Hoffmann eine Wohnung in der Französischen Straße 28, zwei Treppen hoch, nahe dem Gendarmen Markt, die bis Juni 1815 ihr Domizil blieb. „Wollen Sie mich nicht dann in Berlin besuchen? – Sie finden mich in ein<er> kleinen aber netten Wohnungund könn<en> bei mir sehr guten Chambertin trinken! – Ist das Wetter heiß, so liefert Giannoroli Eispunsch und VanitasKnaster können Sie auch rauchen! – Lauter gute Dinge!“ , schreibt Hoffmann seinem Verleger Kunz in Bamberg, der aber das Angebot ausschlug. (SW VI, S. 72)

Die Lebenshaltungskosten in der preußischen Hauptstadt waren hoch, vor allem für einen verheirateten Justizbeamten, der noch ohne Gehalt arbeitete. „Nun arbeite ich schon über ein halb Jahr bei dem KammerGericht ohne die mindeste Vergütung, und Du kannst denken, wie schwer es mir wird, mich in dem teuren Berlin durchzubringen.“ schreibt er dem Freund Hippel im März 1815. (SW VI, S. 59 f.)

Am 1. Juli 1815 zog das Ehepaar in eine größere Wohnung in der Taubenstraße Nr.31, Ecke Charlottenstraße. Dank der guten Honorierung des Verlages Duncker & Humblot für seinen Roman „Die Elixiere des Teufels“ konnte sich das Ehepaar Hoffmann die erheblich teure Wohnung im Hause des Oberbaurats Martin Friedrich von Althen (1761-1843) leisten, denn der jährliche Mietpreis für die Vier-Zimmer-Wohnung in der III. Etage betrug 152 Reichstaler und 16 Groschen. „Ich wohne an der Ecke der Tauben und Charlottenstraße im Hause des Geh:Rats von Alten zwei Treppen hoch.

Also!- wenn man vom Theater aus in die Taubenstraße rechts hineingeht, rechter Hand die erste Türe No. 31.“ (SW VI, S. 82)

Dieses stattliche Domizil lag im vornehmsten Teil Berlins, gegenüber dem Schauspielhaus am Gendarmen Markt. (Georg Wirth, Taubenstraße No. 31, MHG 28 (1982), S. 41)

Hoffmann selbst hat für seinen Bamberger Verleger, C. F. Kunz, in einem nicht erhaltenen Brief vom 18. Juli 1815, eine großformatige Federzeichnung angefertigt, die den Standort seiner neuen Wohnung und Umgebung am Gendarmen Markt in humoristischer Weise veranschaulicht. Das Original ist zwar verbrannt, doch existiert eine leicht verkleinerte Lithographie aus dem Jahr 1839, der sogenannte Kunzische Riss, der einerseits ironisch-witzige Anspielungen auf Örtlichkeiten, Personen und Ereignisse aus Hoffmanns nächster Umgebung bietet, andererseits auch Fantasiegeschöpfe und Personal aus Hoffmanns Erzählungen abbildet; „die poetische Weltsicht Hoffmanns als Integration des Realen und des Irrealen“. (Klaus Deterding, S. 25)

Eher derb-burlesk als real erscheint in der rechten oberen Ecke der Zeichnung Hoffmanns Arbeitsplatz, das Kammergericht, vor dem sich ein „Anonymus“ entleert.

Die Schriftstellerin Helmina von Chézy (1783-1856), die Hoffmann in einer Prozessangelegenheit verhörte, überlieferte ihren ersten Eindruck aus dem Jahr 1817:

„Das zweite und dritte Verhör wurde bei Hoffmann abgehalten. Ich hatte seine Wohnung noch nicht gesehen, er hatte die Wände selbst ausgemalt. Das schönste Zimmer war auf überraschend sinnreiche Art mit den Zierrathen ausgeschmückt, die auf seine Oper *Undine* Beziehung hatten.“

(Schnapp, Aufzeichnungen, S. 377)

Vor 210 Jahren wurde Hoffmanns Zauber-Oper „Undine“ uraufgeführt, auch ein Grund, sich dieser ausführlicher zu widmen.

Hoffmann hatte sich keineswegs mit seiner weiteren Laufbahn als Justizbeamter abgefunden, denn er träumte immer noch davon, als Kapellmeister in Berlin zu reüssieren oder den Nebenberuf als Expedient auszuüben, der genug Zeit für seine künstlerischen Arbeiten ließ. Inzwischen liefen die Vorbereitungen zur Uraufführung von Hoffmanns Oper „Undine“ in Zusammenarbeit mit Fouqué und dem General-Intendanten der Königlichen Schauspiele zu Berlin, Carl Reichsgraf von Brühl (1772-1837), den Hoffmann ebenfalls im „Kunzischen Riss“ verewigt hatte.

„Wegen der Undine Dekorationen ziehe ich Schinkel ins Interesse; vorzüglich soll er mir ein herrliches echt gotisches Grabmal bauen“, schrieb Hoffmann an Fouqué. (SW VI, S. 79)

Am 7. Mai 1816 besuchte Hoffmann die Aufführung von Mozarts „Zauberflöte“ im Opernhaus, deren Dekorationen von Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) stammten. In seiner Rezension im „Deutschen Wochenblatt“ schrieb Hoffmann:

„Über die Dekorationen ist schon gar viel geredet und geschrieben worden; aber soviel ist gewiß, daß selbst von sogenannten Kennern Schinkels im tiefsten Geist empfangene geniale Schöpfungen noch gar nicht ihrem Verdienst gemäß würdig beachtet werden.“ (SW II/2, S. 449)

Das im Buntbuch abgebildete Selbstporträt vom Januar 1815 zeigt Hoffmanns alter ego, den Komponisten Johannes Kreisler in Haustracht und im Hintergrund die Partitur der Oper „Undine“.

Hier sei nun eine scheinbare Abschweifung gestattet :

„So wie es nur neun Uhr geschlagen, machte sich Hff. Auf den Weg nach der Friedrichstraße. [...] ‚Herein!‘ rief eine bekannte Stimme, als Hff. leise anklopfte. Doch wie er eintrat in das Zimmer, stockten also seine Pulse, gerann ihm zu Eis alles Blut in den Adern, hielt er kaum sich aufrecht [...] ein Mann im weiten Warschauer Schlafrock, ein rotes Käppchen auf dem Haupt, aus einer langen türkischen Pfeife Rauchwolken vor sich herblasend, von Gesicht und Stellung – nun! – sein eigenes Ebenbild trat ihm entgegen und fragte höflich, wen er noch so spät zu sprechen die Ehre! (SW V, S. 519 f.)
Diese Doppelgänger-Szene finden Sie in der späten Berliner Erzählung „Die Geheimnisse“.

Am 3. August 1816, dem Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm III. fand die erste Aufführung von Hoffmanns Oper „Undine“ mit großem Erfolg statt, und der stolze Komponist schrieb seinem Freund Hippel am 30. August 1816:

„Mein Undinchen wurde in einem Zeitraum von vierthalb Wochen gestern zum sechstenmal bei überfülltem Hause gegeben. Die Oper hat ein allgemeines Gären und Brausen und endloses Geschwätz verursacht, welches lediglich dem Dichter zuzuschreiben ist, der die Opposition sämtlicher Philister wider sich hat. [...] alle rühmen die Musik und - die Dekorationen, die aber auch das genialste der Art sind, die ich jemals gesehen. [...] Das Kammergericht hat an der *Undine* großen Anteil genommen“.
(SW VI, S. 95 f.)

Der Komponist Carl Maria von Weber (1786-1826), der seit dem 13. Oktober 1816 in Berlin weilte und sich mehrmals mit Hoffmann traf, sah am 24. November eine Aufführung der „Undine“, über die er seiner Braut Caroline Brandt (1796-1852) berichtete:

„Abends war U n d i n e, in die ich mit der gespanntesten Erwartung gieng. Die Musik ist ungemein charakteristisch, geistreich, ja oft frapant und durchaus Effektiv geschrieben, so daß ich eine große Freude und Genuß daran hatte. Gegeben wurde es sehr gut, und die Schönheit der Dekorationen ist wirklich a u ß e r o r d e n t l i c h [...]. Ich war so erfüllt davon, daß ich gleich nach dem Theater zu Hoffmann lief, ihm meinen Dank und Theilnahme zu bezeigen. Der arme Spadifankerl [Teufel] ist seitdem wir beisammen waren immer krank gewesen und hat nicht einmal seine Oper [an diesem Abend] sehen können.

Er war sehr erfreut über meinen herzlichen Beifall und wir plauderten 11 Uhr herbei.“

(Schnapp, Aufzeichnungen, S. 359)

Am 6. Dezember sah Weber eine weitere Aufführung der „Undine“, der er einen umfangreichen Aufsatz widmete und den er am 19. März 1817 in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung publizierte. Am 27. Juli erlebte das Berliner Publikum die vierzehnte Aufführung der „Undine“; es war zugleich die letzte Aufführung, denn am 29. Juli 1817 brannte das Schauspielhaus und zertsörte Kulissen und die wertvollen Kostüme im Werte von 12.000 Reichstalern.

„Ich saß gerade am Schreibtisch, als meine Frau aus dem ECKKabinett etwas erblaßt eintrat und sagte: Mein Gott das Theater brennt!- Weder sie noch ich verloren indessen nur eine Sekunde den Kopf. [...] Meinen Nachbarn, die zu eilig forttragen ließen, wurde vieles verdorben und gestohlen, mir gar nichts“, so lautet der sachliche Bericht an seinen Freund Hippel. (SW VI, S. 131 f.)

In witziger Manier schilderte Hoffmann in seinem Brief an den Leipziger Freund Adolph Wagner (1774-1835) den auch für ihn gefährlichen Großbrand, der seine Wohnung bedrohte:

„Ich könnte Ihnen erzählen, daß ich bei dem Brande des Theaters von dem ich nur 15 bis 20 Schritt entfernt wohne, in die augenscheinlichste Gefahr geriet, da das Dach meiner Wohnung bereits brannte, noch mehr! – daß der Credit des Staats wankte, da, als die Perückeammer in Flammen stand und fünftausend Perücken aufflogen, Unzelmanns Perücke aus dem Dorfbarbier mit einem langen Zopf, wie ein bedrohliches feuriges Meteor über dem Bankgebäude schwebte – doch [...] das beide gerettet sind, ich und der Staat. *Ich* durch die Kraft von drei Schlauchspritzen, wovon der einen ich eine böse Wunde mit einer seidnen Schürze meiner Frau verband., der *Staat* durch einen kouragösen Gardejäger auf der Taubenstraße, der als mehrere Spritzen vergeblich nach der *ad altiora* steigenden Perücke gerichtet wurden, besagtes Ungetüm durch einen wohlgezielten Büchenschuß herabschoß. Zum Tode getroffen, zischend und brausend sank es nieder in den Pißwinkel des Schonertschen Weinhauses – Hierauf stiegen sofort die Staatspapiere! [...] so lege ich eine kleine Handzeichnung bei die vorzüglich die *Proportionen* sehr richtig darstellt.“ (SW VI, S. 127 f.)

Bildlegende

1. Das Theater im unglücklichen Augenblick als die Perücken auffliegen
2. Das Bankgebäude
3. Unzelmanns Perücke
4. Der Gardejäger
5. ein Dach
6. ein Fenster
7. Rauch
8. besorgte Finanzrätthe
9. Der Minister
10. Bankiers
11. Der Pißwinkel
12. Leute

Der burlesk-satirische Ton in Hoffmanns Brief und die beigefügte Zeichnung sind, laut Norbert Miller, „ein sprechendes Bild seiner veränderten Sicht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse“. (Norbert Miller, S. 61)

Auf der rechten Seite der Markgrafenstraße, gegenüber dem brennenden Schauspielhaus, hat Hoffmann die topographische Reihenfolge vertauscht, indem er das Bankgebäude der Preußischen Seehandlung gegenüber dem Weinhaus Schonert hervorhob. (H. v. Müller, Aufsätze, S. 202 f.)

Das Weinhaus von C. Schonert an der Ecke Markgrafen- und Taubenstraße karikierte Hoffmann schon im „Kunzchen Riß“, wo sein Bamberger Verleger die Weinkarte studierte.

Das brennende Schauspielhaus sowie das Bankgebäude der Preußischen Seehandlung, die seit 1807 dem preußischen Finanzministerium unterstand und in der die Staatsfinanzen lagerten, erschienen Hoffmann als „groteske Doppelbedrohung“ (Norbert Miller, S. 61).

Die Hoffnung auf eine Wiederaufführung seine „Undine“ erfüllte sich nicht.

Einem Brief vom 21. Januar 1819, den vor einigen Jahren die Berliner Staatsbibliothek ersteigerte, an die verehrte und geliebte Sopranistin Johanna Eunicke, welche die Undine verkörperte, legte Hoffmann seine „Duettini italiani“ abei mit den Worten: „Empfangen Sie verehrteste Fee! beifolgendes Werklein von Ihrem ergebensten in Ihre Zaubereien verstrickten Diener!-

Eigentlich sind diese Duettinen schon vor neun Jahren komponiert in einer schönen Künstlerzeit – Anch'io son' stato in Arcadia! [...] Der Inhalt ist ganz entsetzlich, ordentlich bis zur Angst zärtlich – lauter Liebesweh – Not und Jammer!- “ [SW VI, S. 152 f.]

Am 12. Oktober 1814 gründete Hoffmann mit seinen literarischen Freunden den *Seraphinen-Orden*, einem Vorläufer der *Serapions-Brüder*.

Der Theologiestudent JOHANN GEORG SEEDEMUND (1794-1877), Mitglied des *Seraphinen-Ordens* berichtete seinem Freund WILHELM NEUMANN (1781-1834): „Hoffmann, Hitzig, Koreff, Fritz [v.] Pfuell, Contessa und ich bilden wöchentlich einmal einen Kreis, welchen Kreisler den Seraphinenorden nennt, weil er am Seraphinentage [12. Oktober 1814] zuerst zusammen trat. Es geht meist poetisch und lebendig zu“. (Schnapp, Aufzeichnungen, S. 294) Zu den Gästen zählten auch Chamisso, Fouqué, Hippel und LUDWIG ROBERT (1778-1832), der Bruder der RAHEL VARNHAGEN (1771-1833). Nicht nur die Serapions-Brüder tagten in Hoffmanns Wohnung; auch zahlreiche Besucher der preußischen Hauptstadt empfing Hoffmann zuhause, die unbedingt den berühmten-berühmten Dichter und Komponisten persönlich kennenlernen wollten. So auch den dänischen Dichter ADAM OEHLENSCHLÄGER (1779-1850), der im September 1817 zusammen mit Fouqué einen feuchtfröhlichen Dichterabend erlebte: “Hoffmann, ein burlesker phantastischer Kobold mit viel Verstand fungierte als Koch in weißer Schürze und bereitete Kardinal von Rheinwein und Champagner. [...] wir erzählten uns kleine Geschichten und seltsame Begebenheiten, die wir entweder selbst oder andere erlebt hatten. [...] Wie wir in solchen gräßlichen Erzählungen dasaßen und die Phantasie mit viel Kardinal erhitzen, wende ich den Kopf zur Seite und – denke dir mein Entsetzen, als ich einen kleinen schwarzen Teufel sich über meine Schulter beugen sehe, mit Hörnern an der Stirn und der roten Zunge aus dem Halse. Es war nämlich eine Marionettenpuppe, die Hoffmann gekauft hatte (er hatte einen ganzen Schrank voll), und mit der er nun manövrierte, um mich mitten in einer grausigen Geschichte zu erschrecken. [...] Einmal erzählte Fouqué etwas; da setzte sich Hoffmann ans Klavier, begleitete Fouqués Erzählung und malte mit Tönen aus, je nachdem es schaurig, kriegerisch, zärtlich oder rührend zuzug“. (Schnapp, Aufzeichnungen, S. 417)

Die Schriftstellerin Fanny Tarnow (1779-1862) erlebte Hoffmann ebenfalls im Jahr 1817:

„Bei Hitzig traf man Hoffmann; ein[en] Mann, damals von 42 Jahren, unruhig, voll Geist und Humor, unzufrieden mit allem Bestehenden bis in das tiefste Herz hinein, von einer Genialitätsmoral, der Alles erlaubt schien, so daß selbst Helmine [v. Chézy] ihm gegenüber noch einer Philisterin mit Zopf und Haarbeutel zu vergleichen war. Fanny ward durch das Wesen dieses Mannes sehr aufgeregt. Seine Zerrissenheit that ihr nicht wohl; denn sie war selbst in einer der Versöhnung mit dem Schicksale bedürftigen Stimmung. Dazu warf er allerlei Zweifel in ihr Gemüth, erzählte Geistergeschichten, sprach von Ahnungen, kurz, liebte es, Schauer auf den Gesichtern zu sehen. Phantasie reich, wie sie war, blieb davon vieles haften und spielte dann in ihren Erzählungen eine Rolle.“

Amely Bölte: *Fanny Tarnow. Ein Lebensbild*. Berlin 1865. (zitiert nach Schnapp, Aufzeichnungen, S. 418f.)

Hoffmanns zentral gelegene Wohnung hatte nicht nur den praktischen Nutzen, dass sich die von ihm bevorzugten Lokalitäten in Laufnähe befanden; auch einige seiner Verleger, wie FERDINAND DÜMMLER (1777-1846, Unter den Linden 19), GEORG REIMER (1776-1842, Wilhelmstr. 73), DUNCKER UND HUMBLOT (Französische Str. 202) und sogar die Leihbibliothek von FRIEDRICH WILHELM JOSEPH KRALOWSKY (1765-1821?) in der Jägerstraße 25, waren in wenigen Minuten erreichbar. Dort wurden 1810 auch HEINRICH VON KLEISTS (1777-1811) *Berliner Abendblätter* ausgegeben. Diese Leihbibliothek, 1796 gegründet, umfasste ca. 14.000 Bände und gehörte zur größten ihrer Art. Kralowsky, den Hoffmann in seinen Briefen auch als „Freund“ anredete, war ab 1817 sein wichtigster Bücherlieferant, insbesondere für historische Quellenwerke, auch für „Chroniken [...] in denen er Data fand, die er auf seine Weise in sich verarbeitete, – sich damit imprägnierte, - wie er es gerne nannte“. (Hitzig II, S. 313-317)

Genaue historische und geographische Details seiner Erzählungen und Romane verdanken sich diesem Quellenstudium: „Können Sie auf diese Weise, einem armen bedrängten Autor die gehörigen Krücken unter die Arme stemmen, so ist das wieder ein gutes Werk das Sie notwendiger Weise auch zur literarischen Seligkeit verhelfen muß!“, schrieb Hoffmann am 6. Januar 1821 an Kralowsky (SW VI, S. 199), dem er in seiner späten Erzählung *Des Veters Eckfenster* ein literarisches Denkmal setzte: „Die Verkäuferin [...] ist ein ganz hübsches, artiges Mädchen, strebend nach höherer Kultur des Geistes; denn so wie sie der Handel nicht beschäftigt, lies't sie emsig in Büchern, deren Uniform zeigt, daß sie zur großen *Kralowskischen* ästhetischen Hauptarmee gehören, welche bis in die entferntesten Winkel der Residenz siegend das Licht der Geistesbildung verbreitet.“ (SW VI, S. 479 f.)

E.T.A. Hoffmann ist ja heute noch berüchtigt als passionierter Lokalbesucher.

Nachdem Hoffmann 1814 entgültig nach Berlin gezogen war, bevorzugte er das Café Manderlee, Unter den Linden 44 / Friedrichstraße 45, in dem er regelmäßig und meist abends verkehrte, was seine Tagebucheinträge belegen.

Im Jahr 1815 traf sich Hoffmann einige Male mit seinen Kollegen Fouqué, Chamisso und Carl Maria von Weber zum Mittagessen bei Dietrich in der Oberwallstr. 13 (SW VI, S. 267 ff.; Schnapp, Aufzeichnungen S. 329), wo er sein Honorar „verfressen“ wollte. (SW VI, S. 69)

HEINRICH HEINE (1797-1856) erblickte seinen Kollegen Hoffmann 1821 im Café Royal, „das splendideste Kaffeehaus Berlins“ (Heine in Berlin, S. 137):

„Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrat Hoffmann, der den „Kater Murr“ geschrieben“. Hoffmanns angebliche Verfasserschaft des Werbe-Aufsatzes „Angenehme Befriedigung eines Lebensbedürfnisses“ für das Café Royal ist nicht zweifelsfrei nachzuweisen. (SW III, S. 1178)

Die Freundschaft Hoffmanns mit dem Schauspieler LUDWIG DEVRIENT (1784-1832), der auch sein Nachbar in der Charlotten- Ecke Taubenstraße war, ist eng verbunden mit dem legendären Weinlokal Lutter & Wegner in der Charlottenstraße 32, Ecke Jägerstraße.

Der Schauspieler EDUARD GENAST (1797-1866) erlebte die beiden Freunde dort am 29. Oktober 1819: „Wir setzten uns an einen Tisch, wo bereits ein kleiner hagerer Mann mit einer spitzen Nase und Kinn, um dessen scharf geschnittenen Mund ein sarkastisches Lächeln spielte, Platz genommen. [...] Ein Mann von mittler[er] Statur, mit vollem, schwarz gelockten Harr, Adlernase und schwarzen großen Augen, trat herein und rief dem Kellner zu: „Karl, ein Glas Sekt, ich habe heute noch keinen Tropfen getrunken!“ Das mußte Devrient sein [...]. Alles war nun Ohr für die geistreiche und interessante Unterhaltung“. (Schnapp, Aufzeichnungen, S. 499 f.)

Auch der Schriftsteller LUDWIG RELLSTAB (1799-1860) überlieferte einen Lokalbesuch aus dem Jahr 1819: „Das kleine Cabinet bei Lutter und Wegener wurde häufig das Gespräch der ganzen Stadt, denn selten verging ein Abend, wo nicht irgend ein Witzwort, das weiter getragen zu werden verdiente, oder ein geistreicher Scherz vorkam. [...], wenn er sich zu Hoffmann niedersetzte [...] entzündete sich am Wein die Fackel des Witzes, des genialen Humors. Hoffmann schwang seine satyrische Geißel, mit unbarmherziger Schärfe [...]. Bald griff Hoffmann nach dem Bleistift, und, ein geübter Zeichner, warf er rasch eine Carricatur hin, mit der er, wo das Wort nicht ausreichte, seine Satyre unterstützte.“ (Schnapp, Aufzeichnungen, S. 502 f.)

Der Magnetiseur und Serapions-Bruder Johann David Koreff konnte an Hoffmanns letzten Geburtstag nicht teilnehmen und schickte ihm als Geschenk einen Becher mit folgenden Worten: „Verzeihe mein geliebter Freund, daß ich Dir heute ein unreifen Becher sende.. Mit sonderbaren Künsten [...] hatte ich die Composition des Metalls schon so weit gebracht, daß bey dem Nennen meines Namens der Becher sich mit Wein füllte. [...] Luthers Geist trat mir entgegen“. (Schnapp, BW II, S. 352)

Der hier gemeinte Inhaber der Weinhandlung, J.C. LUTTER, verzichtete nach Hoffmanns Tod großzügig auf dessen offene Weinrechnung von 1116 Reichstaler und 21 Groschen, da „Hoffmann den Schaden durch die vielen Gäste, die er zu ihm gezogen, mehr als gut gemacht habe“. (Schnapp, Bw III, S. 305)

Im November 1817 erschien in der Realschulbuchhandlung bei Georg Reimer (1776-1842) der zweite Band von Hoffmanns „Nachtstücken“, der die in Berlin spielende Erzählung „Das öde Haus“ enthielt. Der Autor selbst beurteilte selbstkritisch, „das öde Haus taugt nichts“. (SW VI, S. 137)

Angeregt wurde er durch den „Eindruck, den ein, unter den Linden belegenes, Haus auf ihn machte, dessen Fenster nach vorn hinaus nie geöffnet erschienen, und hinter den seine Fantasie ihm allerlei Spukhaftes sehen ließ.“ (Hitzig II, S. 136)

Wie wichtig für Hoffmann der Lokalbezug war verdeutlicht folgende Passage aus den Gesprächen der „Serapions-Brüder“:

„Du hattest, sprach Theodor, bestimmten Anlaß, die Szene des Stückes nach Berlin zu verlegen und Straßen und Plätze zu nennen. Im Allgemeinen ist es aber auch meines Dünkens gar nicht übel den Schauplatz genau zu bezeichnen. Außerdem, daß das Ganze dadurch einen Schein historischer Wahrheit erhält der einen trägen Fantasie aufhilft“ (SW IV, S. 176)

Der mit Hoffmann befreundete Hermann Graf Pückler (1785-1871) schrieb am 6.4.1817 an seine Braut Lucie Gräfin von Pappenheim (1776-1854):

„indeß Du von nichts als großen Soiréen schreibst, und außer Krethi und Plethi selbst die verwünschte Hexe von Endor aus Hoffmanns neuen Nachtstücken bei Dir empfängst“.

Die „Hexe von Endor“ [...] kann nur die Besitzerin des „Öden Hauses“ (Unter den Linden 9) sein, nämlich die Verwitwete Caroline Wilhelmine v. Arnim, geb. Wegely. Da dieser 2. Teil erst im November 1817 erschien, muß Hoffmann *Das öde Haus* schon im März Pückler zum Lesen gegeben haben, was umso wahrscheinlicher ist, als Pückler selbst darin als „Graf P. figuriert.

(Schnapp, Aufzeichnungen, S. 391 f)

Das erwähnte Konditorladen neben dem „Öden Haus“ entspricht der Konditorei Fuchs, und auch die dem Haus gegenüberliegende Bank auf dem Mittelstreifen der Allee entnahm Hoffmann der Realität. Die biographischen Hintergründe und Anspielungen der Erzählung sind leicht entschlüsselbar. „Dr. K.“ entspricht dem mit Hoffmann befreundeten Johann Ferdinand Koreff (1783-1851), Leibarzt des preußischen Staatskanzlers Hardenberg, der auch als Magnetiseur praktizierte.

Der „Graf P.“ trägt Züge des mit Koreff befreundeten Herrmann Graf von Pückler-Muskau (seit 1822 Fürst). Dessen Liebesaffäre verarbeitete und variierte Hoffmann in seinem „Nachtstück“. Denn Pückler verlobte sich mit der noch verheirateten Tochter Hardenbergs, Gräfin Lucie von Pappenheim, die er am 9.10. 1817 heiratete, unterhielt aber gleichzeitig ein Liebesverhältnis mit deren Pflegeschwester Helmine von Lanzendorf (1799?-1846) die aber vermutlich deren uneheliche Tochter war. Hoffmann hatte eine Vorliebe für die Weihnachtsausstellungen in der Konditorei Fuchs, die er in „Die Abenteuer der Silvester-Nacht“ erwähnt (SW II/1, S. 340).

Als Hippel 1821 mit seinen Kindern in Berlin weilte, besuchte man auch die besagte Konditorei:

„Und da Hippel einst mit seiner Familie die Weihnachtsausstellung [1821] besuchte, da hörten sie Hoffmann beim Conditor Fuchs so herrlich auf dem Flügel phantasieren, daß sie auch jetzt noch mit Entzücken des Eindrucks dieses Spiels gedenken.“ erinnerte sich Hippels Enkel Theodor Bach

(Schnapp, Aufzeichnungen, S. 610 f.)

Zu der eher unfreiwilligen Bekanntschaft Hoffmanns gehörte der „Turnvater“ FRIEDRICH LUDWIG JAHN (1778-1852), Lehrer und Begründer der deutschen Turnbewegung. Jahn veranstaltete ab 1811 Turnübungen auf dem Turnplatz in der Hasenheide, die er als vormilitärische Erziehung verstand und setzte sich für eine allgemeine Volksbewaffnung und Volksbewegung ein. Er agierte in den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Besatzung als Freiwilliger bei den Lützower Jägern und setzte nach dem endgültigem Sieg über Napoléon seine Tätigkeit als Publizist und Vortragsredner in Berlin fort. Das Ende von Jahns Vortragsreihe über das *Deutsche Volkstum* im Panorama von CARL WILHELM GROPIUS (1793-1870) kommentierte Hoffmann in einem Brief an Fouqué vom 3. April 1817: „Gestern hat Jahn seine letzte Vorlesung gehalten, mithin für dieses Mal auskrakelt.“

(SW VI, S. 114)

Zugeschrieben wurde Hoffmann folgende, auf Jahn bezogenen, Anekdote, die 1818 im *Freimüthigen* erschien, doch ist Hoffmanns Verfasserschaft nicht zweifelsfrei zu belegen (SW III, S. 1175):

„Vor kurzer Zeit erschien ein Fremder in ***** in einer daselbst zur Schau gestellten Menagerie wilder Tiere. Der Professor**** -ein berühmter Hüpf- Spring- und Schwungmeister – war ebenfalls zugegen, und der Charakter von Wildheit, den er in seiner äußeren Erscheinung affektierte, mochte den Fremden ohne Zweifel überraschen; denn als der Wärter der Tiere Namen, Vaterland und Behandlungsweise jedes einzelnen bezeichnet hatte, vom Löwen bis zum Kakadu herab, wandte sich der Fremde höflich zu ihm und fragte, auf den Professor deutend: „O sagen Sie mir doch, mein Bester, wie heißt denn *dieses* wilde Tier?“ – Der Wärter flüsterte: „Mein Herr, das ist ja der Herr Professor****.“- Der Fremde belächelte seinen Irrtum und den Wundermann, und verließ kopfschüttelnd den Saal der wilden Tiere.“ (SW III, S. 915)

Nach dem Wiener Kongress 1815 wurde das patriotische Wirken Jahns auf die Schuljugend und Studentenschaft als staatsgefährdend eingestuft und im März 1819 das Turnen in der Hasenheide verboten. Als Reaktion auf die Ermordung des Dramatikers AUGUST VON KOTZEBUE (1768-1819) durch den Theologiestudenten und Burschenschaftlers KARL AUGUST SAND (1795-1820) wurde nach den Karlsbader Beschlüssen in Preußen im September 1819 die sogenannte Immediat-Untersuchungs-Kommission (IUK), eine zentrale Behörde zur Untersuchung revolutionärer Umtriebe, eingesetzt. Der Kammergerichtsrat E.T.A. Hoffmann wurde durch königliche Kabinettsorder am 1. Oktober 1819 zum Mitglied dieser Kommission ernannt. In einem Brief vom 24. Juni 1820 berichtete Hoffmann seinen Freund Hippel:

„wie Du mich kennst, magst Du wohl meine Stimmung denken, als sich vor meinen Augen ein ganzes Gewebe heilloser Willkür, frecher Nichtachtung aller Gesetze, persönlicher Animosität, entwickelte! - Dir darf ich nicht erst versichern, daß ich ebenso wie jeder rechtliche von wahrem Patriotismus beseelte Mann überzeugt war und bin, daß dem hirngespennischen Treiben einiger junger Strudelköpfe Schranken gesetzt werden mußten, um so mehr, als jenes Treiben auf die entsetzlichste Weise ins Leben zu treten begann [...]

Sand's verabscheuungswürdige meuchelmörderische Tat gebar der Fanatismus, den die Grundsätze der sogenannten Unbedingten („der Zweck heiligt die Mittel“ pp), die aus dem Bunde der Schwarzen hervorgingen, entzündete. [...] Hier war es an der Zeit, auf gesetzlichem Wege mit aller Strenge zu strafen und zu steuern. Aber statt dessen traten Maßregeln ein, die nicht nur gegen die Tat, sondern gegen Gesinnungen gerichtet waren.“ (SW VI, S. 188 f.)

Ab Juli 1819 wurde eine Reihe der wegen demagogischer Umtriebe verdächtigten Studenten und Sympathisanten verhaftet, darunter auch Friedrich Ludwig Jahn, und bei fast allen war Hoffmann mit der Untersuchung beauftragt. Der ihm unsympathische „Teutomane“ Jahn war in seinen Augen politisch ungefährlich und so plädierte Hoffmann auf Freilassung. Doch sein juristischer Gegenspieler, der Direktor des Polizeiministeriums KARL AUGUST VON KAMPTZ (1769-1849), war anderer Meinung und ließ zwei Zeitungsartikel anonym publizieren, in denen Jahn als Demagoge, Revolutionär und Verführer der Jugend titulierte wurde, der angeblich auch politischen Mord befürwortete. Gegen beide Zeitungen klagte Jahn erfolgreich, um den Namen des Verfassers zu erfahren. Weiterhin erhob Jahn Klage gegen Kamptz beim Kriminalschat des Kammergerichts und Hoffmann eröffnete das Beleidigungsverfahren und lud Kamptz in „gewöhnlicher Art“ vor, was dieser ihm nie vergessen sollte. König Friedrich Wilhelm III. als oberster Richter Preußens verfügte im Frühjahr 1820 die Einstellung des Verfahrens gegen seinen Staatsdiener Kamptz und einige Monate später die Freilassung Jahns, der aber auf die Festung Kolberg verbannt wurde und weiter unter Aufsicht stand. Eine briefliche Äußerung Jahns über Hoffmann aus dem Frühjahr 1833 sei hier zitiert: „Um auf besagten Hammel wieder zu kommen, so hat Teufels Hoffmann, als Berichterstatte der Immediat-Untersuchungskommission, [in seinem Votum vom 15. Februar 1820] den [Jahn vorgeworfenen] Hochverrat derb mitgenommen.“ (Schnapp, Juristische Schriften, S. 35)

Den politischen Druck und die Wut auf die Gesinnungsjustiz der reaktionären, dem König nahestehenden, Ministerialkommission um den Polizeiminister WILHELM LUDWIG GEORG FÜRST ZU SAYN-WITGENSTEIN-HOHENSTEIN (1770-1851) und seinem Direktor Kamptz, die ja auch stellvertretend für das eingeführte Spitzelwesen gegenüber den sogenannten Demagogen standen, verarbeitete Hoffmann satirisch im Roman *Lebensansichten des Katers Murr* und im Märchen *Meister Floh*. Der schreibende Kater Murr, in der Rolle eines duellerfahrenen Burschenschaftlers, macht Bekanntschaft mit einem Hofhund, womit zugleich ironisch auf den preußischen Königshof und dessen Kamarilla angespielt wird:

„Jener böse, alles katzliche Behagen verstörende Feind, erschien uns nehmlich in der Gestalt eines gewaltigen wütenden Philisters, Namens Achilles. [...] Achilles war eigentlich ein gemeiner Fleischerhund, stand aber in Diensten als Hofhund [...] und drohte uns als Ruhestörern Tod und Verderben. Da er aber seiner Unbehülflichkeit halber nicht einmal auf den Boden, geschweige denn auf das Dach kommen konnte, so machten wir uns aus seinen Drohungen auch nicht das Allermindeste, sondern trieben unser Wesen so nach wie vorher. [...] Verschiedene Spitze, denen Achilles zuweilen die Ehre antat, mit ihnen zu spielen, [...] mußten nehmlich auf sein Geheiß, sobald wir unseren Gesang begannen, dermalen bestialisch bellen, daß wir keine vernünftige Note verstehen konnten! – Noch mehr! – Bis auf demn Dachboden drangen einige dieser Philisterknechte und trieben, ohne sich mit uns, wenn wir ihnen die Krallen zeigten, auf irgend einen offenen ehrlichen Kampf einlassen zu wollen, solch einen fürchterlichen Lärm. [...] Diese kleinen wedelnden, schmatzenden sich niedlich beherrschenden Kreaturen, nimm dich für sie in Acht Kater! traue ihnen nicht. Glaube mir, eines Spitzes Freundlichkeit ist gefährlicher, als die hervorgestreckte Kralle des Tigers! [...] Uns traf nun die Verfolgung! - Überall wurden wir vertrieben, von Hausknechten mit Besenstielen, mit geworfenen Dachziegeln, ja! überall waren Schlingen und Fuchseisen aufgestellt, in die wir uns verfangen sollten, und leider! wirklich verfangen. Selbst mein lieber Freund Muzius fiel ins Malheur, das heißt in ein Fuchseisen, welches ihm die rechte Hinterpfote jämmerlich zerquetschte!“ [SW V, S. 315 ff.]

Der schon zitierte dänische Berlin-Besucher Abrahams lernte im Frühjahr 1819 auch Hoffmanns Kater kennen: „Er erzählte mir viel von der Klugheit seines Katers und führte zum Beweise an, daß, wenn der [Kammer-] Gerichtsbote komme um Akten abzuholen, die er durchlesen sollte und nicht gelesen

hatte, der Kater, die Pfoten auf die Papiere legte, die auf dem Pult lagen, damit der Bote nicht sehen sollte, daß er sich mit Ästhetik, statt mit *Jura* beschäftige. ‚Das Tier muß doch Lebensansichten haben‘, fügte er hinzu.

Dieser Kater gab ihm also Veranlassung, den *Kater Murr* zu schreiben.“

[Schnapp, Aufzeichnungen, S. 479 f.]

Am 30. November 1821 schickte Hoffmann seinem Freund Hitzig eine Trauer-Karte:

„In der Nacht vom 29sten zum 30ten November entschlief, nach kurzem, aber schwerem, Leiden, zu einem bessern Daseyn, mein geliebter Zögling, der Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Alters, welches ich theilnehmenden Gönnern und Freunden ganz ergebenst anzuzeigen nicht ermang'le. Wer den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden, und ihn - durch Schweigen ehren.' Hoffmann [.]

Dieser Spaß konnte dem auffallen, der Hoffmann nicht kannte; nicht ahndete, wie nahe oft bei ihm Scherz an Schmerz zu gränzen pflegte. [...] und nun begann er [...] das Bekenntniß, wie ihn der Tod des Thieres ergriffen, (welches zu retten, er Aerzte aus der Thierarzneischule hatte lassen,) zugleich aber auch eine Schilderung der Qual des Sterbens, daß sich dem entsetzten Zuhörer die Haare in die Höhe richteten. ‚In der Nacht,‘ so erzählte er unter andern, winselte der Murr gar zu erbärmlich, meine Frau schlief fest; ich stand stand sachte von ihrer Seite auf, schlich in die Kammer, wo er lag, hob die Decke auf, die über ihn gebreitet war, und nun sah er mich an, mit ordentlich menschlichen Blicken, wie bittend daß ich ihm doch das Leben schenken möchte, und hörte für einen Augenblick auf, zu jammern, als ob er Trost in meinen Mienen läse. Da konnte ich es nun nicht länger ertragen, ließ das Tuch wieder über ihn hinfallen, und kroch in's Bett zurück. Gegen Morgen starb er, und nun ist mir das Haus so leer, und auch meiner Frau. Ich wollte heute früh gleich zu Fiocati, und ihr einen sprechenden Papagei kaufen; aber sie will keinen Ersatz, und ich auch nicht'.“ (Hitzig II, S. 150 ff.) Schon im Frühjahr 1820 bot Hoffmann dem Frankfurter Verleger FRIEDRICH WILMANS (1764-1830) ein „Weihnachtsbüchlein“ an und konkretisierte dieses Angebot im Sommer 1821: „Was das in Rede stehende Büchelchen betrifft, so habe ich vor einiger Zeit ein Märchen begonnen, das den Titel *Meister Floh* führen und durchaus humoristisch wie ungefähr : Klein Zaches gehalten sein wird.“ (SW VI, S. 210)

Ende Oktober 1821 erkrankte Hoffmann schwer; schickte aber die ersten Seiten des Märchens seinem Verleger nach Frankfurt: „Beinahe hätten Sie so wenig, als das Publikum nur noch eine einzige Zeile von mir gesehen!- Eine Leberverhärtung (Folge des Stubensitzens und Mangels an Bewegung) hat mich an den Rand des Grabes gebracht.“ [SW VI, S. 217]

Am 1. Dezember 1821 erfolgte Hoffmanns Berufung in den Oberappellations-Senat des Kammergerichts und trotz anhaltender Krankheit schickte er die zweite Manuskriptlieferung des *Meister Floh* an Wilmans. Das harmlose „Weihnachtsbüchlein“ entwickelte sich unter Hoffmanns Händen zu einer Staatsaffäre deren genaue Umstände bisher nicht restlos geklärt sind. Hoffmanns Freund Hitzig behauptete 1823: „wäre Hoffmann nicht so unvorsichtig gewesen, vorher davon zu sprechen, daß er dies und jenes in dem Buche persifliren wollen, so würde kein Leser, bei der Unergründlichkeit des Publikums, das solche Schriften liest, gemerkt haben, wohinaus es gezielt.“ (Hitzig II, S. 154)

Für angebliche Äußerungen Hoffmanns in der Öffentlichkeit, die seine satirischen Anspielungen zur Demagogenverfolgung im *Meister Floh* betreffen, gibt es keine seriösen Belege, nur posthume Behauptungen. Bereits am 10. Januar 1822 vermerkte der gut informierte Varnhagen von Ense in seinen Aufzeichnungen: „Die Oper Olympia gesehen.- Herr von Kamptz sagt mit höchstem Unwillen vom Kanzler, derselbe habe die Untersuchung gegen die demagogischen Umtriebe, da er ihr nicht ganz habe entgegen können, wenigstens so gebrochen und mißleitet, daß die Sache sich in Nichts aufgelöst habe, und eigentlich ganz aufs neue wieder anzufangen sei.- Herr Kammergerichtsrath Hoffmann schreibt an einem humoristischen Buche, worin die ganze demagogische Geschichte, fast wörtlich aus den Protokollen, höchst lächerlich gemacht wird.-“. (Varnhagen, Blätter II, 1868, S. 7 f.)

Es macht den Leser stutzig, dass Varnhagen bereits zu diesem Zeitpunkt behauptete, dass Hoffmann gesetzteswidrig Zitate aus den Vernehmungs-Protokollen benutzt haben sollte. Der auf Rache sinnende Polizeidirektor Kamptz, der ja schon im Fall Jahn mit unlauteren Mitteln agierte, scheint vielmehr Varnhagen, den er fast täglich traf, als nützlichen Multiplikator in seiner raffiniert gesponnenen Intrige gegen Hoffmann benutzt haben. Am 12. Januar 1822 übersandte Hoffmann die dritte Manuskriptlieferung des *Meister Floh* an seinen Verleger, in denen sich die meisten satirischen Anspielungen befanden. Nur zwei Tage später notierte Varnhagen:

„Der Hr. Kammergerichtsath Hoffmann soll wegen seiner vorhabenden Druckschrift, die der <Geharnischte Floh> zum Titel erhalten wird, vom Justizminister zur Rede gestellt werden.“

[Varnhagen, Blätter II, 1868, S. 11]

In der Tat bat der preußische Innenminister FRIEDRICH VON SCHUCKMANN (1755-1834) den Senat der Freien Stadt Frankfurt um Erkundigung beim Verleger Wilmans, zudem schickte Kamptz den Agenten Dr. GEORG KLINDWORTH († 1882) nach Frankfurt, der mit dem dortigen preußischen Gesandten AUGUST GRAF VON DER GOLTZ (1765-1832) dafür sorgte, dass Wilmans willfährig den Briefwechsel mit Hoffmann und das *Meister Floh*-Manuskript den Behörden auslieferte, das einstweilig konfisziert wurde. Am 19. Januar 1819 schickte Hoffmann die vierte Manuskriptlieferung und hatte wohl Informationen über die Aktionen des Innenministers, denn er bat um Streichungen einiger satirischen Passagen, „da sie mir gewisser Umstände halber großen Verdruß machen könnten“.

[SW VI, S. 227]

Mit diesen Zeilen belastet sich Hoffmann scheinbar selbst, denn auch diesen Brief übergab Wilmans den Behörden, ferner berichtete er Hoffmann über die Frankfurter Ereignisse, der ihm daraufhin antwortete: „Das ganze beruht auf einer niederträchtigen Espionage und Klatscherei. Mir Übelwollende hatte nehmlich bei einem Gespräch über den Meister Floh an einem öffentlichen Ort mir abzuhorchen geglaubt, daß das Buch Aktenstücke der Kommission der demagogischen Umtriebe enthalten würde! – denken Sie Sich den heillosen tollen Unsinn, es ist mir unbegreiflich, daß das PolizeiMinisterium nur einigermaßen darauf eingegangen ist.“ [SW VI, S. 230]

Gegen eine Kaution wurde dem Agenten Klindworth das Manuskript und die Aushängebögen übergeben, der die Papiere mit nach Berlin nahm, wo Kamptz und Schuckmann entschieden, die Manuskriptseiten 20-27 seien zu unterdrücken, der Rest könne gedruckt werden. Danach erbat Kamptz vom Oberlandesgericht Breslau die Herausgabe des Tagebuchs vom beschuldigten Jurastudenten GUSTAV ASVERUS (1798-1843) zuzusenden, aus dem Hoffmann angeblich den Satz „Heute war ich mordfaul“ im *Meister Floh* zitiert haben sollte, den Kamptz mutwillig missverstand im Sinne, dass der Student heute zum Morden zu faul sei. Im Falle Asverus kommentierte Varnhagen den „blinden Eifer“ und die „ungeschickte Härte der von Kamptz aufgehetzten Polizei“

[Schnapp, Aufzeichnungen, S. 527]

Schuckmann und Kamptz argumentierten in ihrem Bericht an den Staatskanzler Hardenberg stets mit einer „beglaubigten Abschrift“ [Schnapp, Aufzeichnungen, S. 632] dieser beanstandeten Tagebuchstelle, die aber durchaus von Kamptz manipuliert sein konnte. Letztendlich sah man von einem gerichtlichen Verfahren gegen Hoffmann ab, der aber versetzt werden sollte, was nur dessen schlechter Gesundheitszustand und früher Tod verhinderte. Hoffmann wurde zuhause vernommen, verfasste eine juristisch-poetologische Erklärung zur Sache und diktierte den Schluß des Märchens, das in zensierter Form ohne die Persiflage auf Kamptz im April 1822 erschien. Erst im Jahr 1908 erschien eine vollständige und unzensierte Ausgabe von Hoffmanns *Meister Floh*.

Hoffmanns Gesundheitszustand verschlechterte sich rapide, aber schon gelähmt, diktierte er seine letzten Erzählungen:

„Mit jedem Tage, möchte man sagen versagte ein oder das andere Glied seines Körpers und mehr den Dienst; Füße und Hände, Folge der sich ausbildenden Rückenmarksdarre, (*tabes dorsalis*) starben ganz ab, ebens so einzelne Theile des innern Organismus, und, den Tag vor seinem Tode, wo die Lähmung bis hinauf an den Hals getreten war, glaubte er sich völlig genesen, weil er nirgend Schmerz mehr fühlte. [...] Etwa vier Wochen vor seinem Tode wurde der entsetzliche Versuch gemacht, ob nicht durch das Brennen mit dem glühenden Eisen, an den beiden Seiten des Rückgrats herunter, die Lebenskraft wieder zu erwecken wäre. [...] Hitzig, [...] verhindert, der Operation beizuwohnen, eilte [...] zu dem Patienten [...]. ‚Riechen Sie nicht noch den Braten-Geruch?‘, rief ihm Hoffmann entgegen [...]. ‚Nun werde ich wohl bald durch seyn,‘ rief er den ihm besuchenden Arzt entgegen; ‚mir tut nichts mehr weh.‘ [...] Am frühen Morgen des 25 ten Juny fingen die Wunden seines zerfleischten Rückens an, heftig zu bluten. [...] er ließ sich im Bett umdrehen, mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, verfiel in Todesröcheln, und, als zwischen 10 und 11 Uhr Morgens nach Hitzig geschickt wurde [...] – fand er schon den Freund nicht mehr!“ [Hitzig II, S. 157-167]

Am 28. Juni 1822 wurde E. T. A. Hoffmann auf dem dritten Kirchhof der Jerualems-Gemeinde am Hallischen Tor in Berlin beigesetzt. Den Grabstein stifteten seine Freunde.

QUELLEN UND LITERATUR

Gedruckte Quellen

E.T.A. HOFFMANN: *Sämtliche Werke in sechs [in sieben] Bänden*. Hg. v. Hartmut Steinecke und Wulf Segebrecht, unter Mitarbeit von Gerd Allroggen, Friedhelm Auhuber, Hartmut Mangold, Jörg Petzel und Ursula Segebrecht. Frankfurt am Main 1985- 2004 = SW I-VI

E. T. A. HOFFMANN: *Gespenster in der Friedrichstadt. Berlinische Geschichten*. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Günter de Bruyn. Berlin 1986

E.T.A. HOFFMANN: *Briefwechsel*. Gesammelt und erläutert von Hans von Müller(†) und Friedrich Schnapp, hg. v. Friedrich Schnapp, 3 Bde., München 1967-1969 = Schnapp, Bw I-III

E.T.A. HOFFMANN: *Juristische Schriften*. Herausgegeben und erläutert von Friedrich Schnapp = Schnapp, Juristische Schriften

E.T.A. Hoffmann in Aufzeichnungen seiner Freunde und Bekannten. Eine Sammlung [hg.] von Friedrich Schnapp, München 1974 = Schnapp, Aufzeichnungen

Der Musiker E. T. A. Hoffmann. Selbstzeugnisse, Dokumente und zeitgenössische Urteile. Zusammengestellt und hrsg. Von Friedrich Schnapp. Hildesheim 1981 = Schnapp, Musiker

HEINRICH HEINE: *Und grüß mich nicht Unter den Linden. Heine in Berlin. Gedichte und Prosa*. Hg. u. Nachwort von Gerhard Wolf. Berlin 1980 [Märkischer Dichtergarten] = Heine in Berlin

[JULIUS EDUARD HITZIG], *Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß, hg. von dem Verfasser des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners*, 2 Theile, Berlin 1823.
= Hitzig I, II

JULIUS EDUARD HITZIG, *E.T.A.Hoffmann's Leben und Nachlaß*, 3 Bde., vermehrte und verbesserte Auflage, Stuttgart 1839 = Hitzig 1839

KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE: *Blätter aus der preußischen Geschichte*. Zweiter Band, Leipzig 1868 = Varnhagen, Blätter

Aktualisiert für die Buntbuch-Neuaufgabe 2026 = 17 aktualisierte Titel (nur als Einblatt-Beilage)

Literatur

MICHAEL BIENERT: *E.T.A. Hoffmanns Berlin. Literarische Schauplätze*. Berlin 2015

GÜNTER DE BRUYN: *Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunstpoche 1786 bis 1807*. Frankfurt a. M. 2006

GÜNTER DE BRUYN: *Die Zeit der schweren Not. Schicksale aus dem Kulturleben Berlins 1807 bis 1815*. Frankfurt a.M. 2010

TIZIANA CORDA / JÖRG PETZEL: *E.T.A. Hoffmanns Stadterkundungen und Stadtlandschaften*. Würzburg 2018

LAURENZ DEMPS: *Der Gensd'armen-Markt. Gesicht und Geschichte eines Berliner Platzes*. Berlin 1987

KLAUS DETERDING: *Der Kunzsche Riß als zeichnerische Gestaltung von Hoffmanns poetischer Weltsicht*. In: Mitteilungen der E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft 28 (1982), S. 25-32 = Deterding

HANS GÜNTHER: *E. T. A. Hoffmanns Berliner Zeit als Kammergerichtsrat*. Berlin 1976

BERND HESSE / JÖRG PETZEL: *E.T.A. Hoffmann. Ein Lebensbild in Anekdoten*. Berlin 2021

KLAUS KANZOG: *Berlin-Code. Kommunikation und Erzählstruktur. Zu E. T. A. Hoffmanns ‚Das öde Haus‘ und zum Typus ‚Berlinische geschichte‘*. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie*. [Sonderheft] 95 (1976), S. 42-63

HARTMUT MANGOLD: *„Heillose Willkür“*. *Rechtsstaatliche Vorstellungen und rechtspraktische Erfahrungen E. T. A. Hoffmanns in den Jahren der preußischen Restauration*. In: E.T.A. Hoffmann. Herausgegeben von Hans Ludwig Arnold (Text+Kritik. *Zeitschrift für Literatur*, Sonderband), München 1992, S. 167-176 = Mangold

NORBERT MILLER: *E. T. A. Hoffmanns Berlin – eine Stadt im Umbruch 1814-1821*. In: Walter Höllerer zu Ehren. TUB-Dokumentation Kongresse und Tagungen 62 (1994), S. 43-75 = Miller

HANS VON MÜLLER: *Gesammelte Aufsätze über E. T. A. Hoffmann*, hg. v. Friedrich Schnapp. Hildesheim 1974 = von Müller, Aufsätze

JÖRG PETZEL: *Julius Eduard Hitzig und sein Verlag im frühen 19. Jahrhundert*. Berlin 2022,

JÖRG PETZEL: *„Erkleckliche Mercantilia“ oder E.T.A. Hoffmann und seine Verleger*. In: Benjamin Schlodder, Christina Schmitz, Bettina Wagner, Wolfgang Bunzel (Hrsg.): *Unheimlich Fantastisch – E.T.A. Hoffmann 2022*, Begleitbuch zur Ausstellung. Leipzig 2022, S. 172–179

JÖRG PETZEL: *Was soll der Unsinn? Gesammelte Aufsätze*. Norderstedt 2022

GEORG WIRTH: *Taubenstrasse No. 31- III. Etage. Hoffmanns Wohnung in Berlin*. In: *Mitteilungen der E.T.A. Hoffmann-Gesellschaft* 28 (1982), S. 39-43 = Wirth

THEODORE ZIOLKOWSKI: *Berlin. Aufstieg einer Kulturmetropole um 1810*. Stuttgart 2002

